

ARCHITEKTUR ALS KLASSEN- GESELLSCHAFT

■ Text: Paola De Martin



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

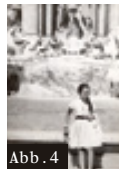


Abb. 4

■ Spitzenreiter bei der Einkommensschere zwischen männlichen und weiblichen Architekt*innen sind Zypern (50 %), Rumänien (43 %) und die Slowakei (33 %). Der Einkommensunterschied ist in Kroatien (8 %), Schweden (5 %) und Dänemark (3 %) am geringsten. ■ 65 € kostet durchschnittlich eine Partner*innen-Arbeitsstunde, wobei kaufkraftbereinigt in Luxemburg (99 €), Österreich (96 €) und Dänemark (95 €) die höchsten Stundensätze veranschlagt werden, während sie in Rumänien (35 €), Polen (30 €) und Griechenland (17 €) am niedrigsten sind.

Wenn wir die Architektur nicht im Verhältnis zur Gesellschaft als sozialen Raum bestimmen, bleiben grundlegende Fragen in der Auseinandersetzung mit ihr ausgeblendet: Wer studiert Architektur und wer wird Architekt*in? Wer plant wie für wen? Ausgehend von den eigenen Erfahrungen kartiert Paola De Martin den sozialen Raum der Design- und Architekturszene von den 1970er-Jahren bis in die Gegenwart. Dabei steht das durch Intersektionalität bedingte Erleben des Architekturkontextes im Vordergrund.¹



Abb. 1 Auf dem Foto ist Paola De Martin mit ihrem Onkel in der Zürcher Wohnung zu sehen, in der sie ein Jahr lang als illegalisiertes Kind eines Saisonarbeiters geschützt vor dem Zugriff der Fremdenpolizei lebte.

„Ich stehe nicht am Rand
und nicke stumm, sondern ich rede,
und ich höre nicht mehr auf.“²
Tupoka Ogette

Perspektiven verorten (nicht in Zement gießen)

Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie und wurde Primarlehrerin, später Textildesignerin. 2020 legte ich meine Doktorprüfung in Designgeschichte am D-ARCH der ETH Zürich ab. Mein Vater war Maurer-Vorarbeiter, später Polier. Er war ein begnadeter Handwerker, konnte gut Pläne lesen und umsetzen. Dennoch: Mängel auf Bauplänen hat er vor seinen Vorgesetzten verheimlicht, wie er mir kurz vor seinem Tod anvertraut hat, weil diese ihm – dem *muratore* aus Italien – kein kompetentes Urteil zutrauten. Meine Mutter war vieles: Holz- und Wasserträgerin, Bedienstete, Nanny, Wäscherin, Büglerin, Hausfrau, Fabrikarbeiterin – aber vor allem habe ich sie arbeitend als Reinigungskraft wahrgenommen. Sie las alles, was ich ihr weitergab, ihr Lieblingsbuch war *Orlando* von Virginia Woolf. Meine Eltern wurden ein Leben lang massiv unterschätzt. Auch von mir irgendwann, ich gebe es unumwunden zu. Es waren sozial erlernte Reflexe, die zu diesem Urteil führten, Nebenwirkungen meines Bildungsaufstiegs. Mein Vater reagierte, wie man es erwarten kann: Seine erlernte Intellektuellenfeindlichkeit nahm mit meiner erlernten Geringschätzung zu. Meine Mutter resignierte. Das sind typische Entfremdungserfahrungen von Bildungsaufsteiger*innen, sie spalten Familien und walten über ihre Mitglieder. Sie reproduzieren und zementieren soziale Ungleichheiten.

Was unsere Lage – neben der Klassenzugehörigkeit – ebenso bestimmt hat, ist die Erfahrung, „migrantisiert“ zu werden. Die Zumutungen, denen wir als Arbeiter*innenfamilie ohne Schweizer Bürgerrecht ausgesetzt waren, reichten bis in die Intimsphäre der Reproduktion. Durch das Saisonnierstatut wurde die Aufenthaltsdauer ausländischer Arbeiter*innen auf einige Monate im Jahr beschränkt, deren Selbstständigkeit und Zugang zu Sozialversicherungsleistungen beschnitten und der Familiennachzug untersagt. Das rassistische Reglement trat 1934 in Kraft und wurde erst 2002 aufgehoben.

Die Zwischenkriegszeit war auch die Zeit der klassischen modernen Avantgarden, des CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) und des SWB (Schweizerischer Werkbund). Meine Forschung hat gezeigt, dass deren avantgardistischer Habitus der Distinktion – die reflexartige und legitim empfundene Abgrenzung gegen die weniger „Entwickelten“ – eine Verstrickung mit Kolonialrassismus und Eugenik aufweist, die noch kaum aufgearbeitet wurde.³ Die Effekte dieser Abgrenzung haben wir als Arbeiter*innenfamilie – wie Hunderttausende andere – noch lange danach ertragen müssen.

Es wurde uns, den Arbeitsmigrant*innen, durch die Anwendung gewaltvoller Gesetze, durch städtebauliche Segregation, durch das erzwungene Leben in Baracken, durch verbale Beschimpfungen, durch systematische Bildungsdiskriminierung, durch Verachtung unseres Lebensstils, durch Verhöhnung und Belustigung auf unsere Kosten und schließlich durch handfeste Gewalt⁴ eine Lektion ohne Lehrbuch erteilt: Armutsbetroffene haben in diesem Land kein Existenzrecht, außer als ledige, arbeitende „Andere“, die – sobald die Arbeit beendet ist oder die Konjunktur es verlangt – diskret wieder zu verschwinden haben.

Nun, ich bin nicht verschwunden. Ich bin hier. Bewusst breche ich das diskrete Schweigen, weil das Herausfallen aus der *Leaky Pipeline* – der Fachbegriff dafür ist Bildungsmortalität – die Regel für Aufsteiger*innen aus Arbeitermilieus ist; besonders für migrantische Arbeiter*innen. Ich ergreife explizit Position und mache sie transparent, um der dauerhaften Verinnerlichung des gesellschaftlichen Urteils, die vielen mir nahestehenden Menschen unwiderruflichen Schaden zugefügt hat, zu entgegen.⁵

Wohnen mit der Macht der Gewohnheit

Irgendwann wird die soziale Architektur, die Klassen und Milieus reflexartig in gehobene und niedere einteilt, zur zweiten Natur – zum *Common Sense*. Unser Lebensstil ist die sinnliche Manifestation dieser symbolischen Gewalt der Gewohnheit. Wohnen, *abitare*, *Habitus*. Der Begriff sagt es: Wir bewohnen historisch gemachte Ungleichheit, wir richten uns im Innersten danach ein, so wie wir *habituell* durch die – über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte kumulierte – Praxis unserer Klasse disponiert sind.

Meine Eltern hatten sich immer ein besseres Leben für mich gewünscht. Als ich ihnen mitteilte, dass ich – gestandene Primarlehrerin mit fester Anstellung – die Stelle aufgeben und ein Studium des Textildesigns an einer Kunstgewerbeschule anfangen würde, war ihre Reaktion betretenes Schweigen – ein für sie nicht nachvollziehbarer Schritt. Hingegen vertraute mir eine meiner einflussreichsten Dozentinnen im Studiengang Textildesign oft voller Ennui an, dass sie eigentlich Architektin hätte werden wollen. Aber ihr wohlsituerter Vater habe Veto eingelegt. Weil sie eine Frau ist, hielt er ihren Wunsch für eine Anmaßung – und damit Ende der Diskussion. Die Praxis des Textildesigns, die für sie die zweite Wahl darstellte, war für mich das höchste der Gefühle. Unsere Perspektiven auf denselben Gegenstand waren sozial bedingt sehr unterschiedlich.

Anekdoten wie diese helfen auch zu verstehen, woher Urteile über „schön“ und „gut“ kommen, die unsere Praxis determinieren. Das Problem ist dabei weniger der Unterschied an sich als vielmehr die Tatsache, dass die Perspektiven der kulturellen Erben als legitim und universell gelten, die anderen als „speziell“. Sie müssen sich erklären. Eine einsame Sache, die zu Bildungsausschlüssen von Unterprivilegierten führen kann, die dann wie selbst gewählt wirken. Wer die selbstverständlichen Codes der herrschenden Klassen ererbt hat, muss keine Reflexionsarbeit leisten, er oder sie passt zum legitimen Habitus eines Feldes wie ein Fisch zum Wasser. Aus dieser Perspektive sind es logischerweise immer die „Anderen“, die ein Problem haben.

Unsichtbares ernst nehmen

Fallen Aufsteiger*innen aus ihrem gewohnten Habitus, kommt es im Stillen zu habituellen Brüchen. Das kann schmerzhaft sein, ist aber – wenn man das Schweigen willentlich und kollektiv bricht – eine unerschöpfliche Quelle von historischem Wissen. Es ist nichts anderes als die plötzliche Emanation von vergessener gemachter Strukturgeschichte.

Ich erinnere mich gut an die erste schmerzhaft irritierende Erfahrung in den 1990er-Jahren, die der Atelierladen von Christa de Carouge in der Mühle Tiefenbrunnen im Zürcher Seefeld bei mir auslöste, einst das Arbeiterquartier, in welchem ich im Alter von knapp drei Jahren vor dem Zugriff der Fremdenpolizei in der Wohnung des Arbeitsgebers meines Vaters im Untergrund leben musste (aber immerhin nicht mehr getrennt von der Familie).

Christa de Carouge und ihre Schalttafeln, ihre rostigen Baugerüste, ihr roher Beton, das war in den 1990er-Jahren ein vogue in ihrem schicken Laden. Ich hingegen dachte beim Namen Carouge augenblicklich an die größten Barackensiedlungen der Schweiz im Vorort von Genf, in Carouge eben. Die Barackensiedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre, *baraccopoli*, wie man auf Italienisch Slums bezeichnet, gibt es seit den Ölkrisen nicht mehr. Nichts in Carouge erinnert mehr an dieses Kapitel der Schweizer Architekturgeschichte. Das Quartier wurde gründlich gentrifiziert, auch in unseren Köpfen. Das mag der Lauf der Dinge sein, könnte man einwenden. Doch sollte es uns nicht einfach aus Prinzip interessieren, wer die Dinge wie zum Laufen und zum Davonlaufen bringt?

Mich irritierte der seltsam geschichtsvergessene Diskurs, der ihrem Marketing keine architekturhistorische Analyse entgegenhielt. Kein Einwand gegen ihre romantisierenden Begriffe wie „der rote Faden ist die Baustelle“⁶ oder dem vom „asketischen“ Leben, in dem alles, was sie braucht, „in einen Koffer passt“. Nichts gegen ihre Faszination

nation für das „südländische Flair“ in Carouge, die sublimierte fernsüdliche *Blackness* ihrer Mode. Mich gegen das unfassbare Gefühl zu wehren, das diese postmoderne *working class appropriation* in mir auslöste, war für mich viel schwieriger, als das Wehren gegen explizite, krude Formen der Gewalt und Diskriminierung. Geschichtsbewusstsein wäre in der Postmoderne umso dringender nötig, denn, mit Stuart Halls Worten, „entlässt einen [gerade der Begriff Postmoderne] aus der Notwendigkeit zu erkennen, was neu ist, und zu versuchen, historisch zu begreifen, wie es produziert wurde. Die Postmoderne versucht, die Vergangenheit zu versiegeln, indem sie sagt, die Geschichte ist zu Ende, deshalb müssen wir nicht mehr zu ihr zurück.“⁷

Lebensqualität: zahlen, zählen und erzählen

Rückblickend sehen wir, dass das, was diese Beispiele rahmt, der massive Strukturwandel seit den frühen 1970er-Jahren ist. In Zürich ist die Zunahme der kulturellen Eliten in den letzten Dekaden signifikant: 1970 besaßen in Zürich nur 9 Prozent aller Erwachsenen einen Hochschulabschluss, 2017 waren es 47 Prozent. Das ist der höchste Anteil landesweit. 80 Prozent aller Migrant*innen, die seit der Einführung der Personenfreizügigkeit mit der EU 2002 nach Zürich kamen, besitzen einen Hochschulabschluss, 10 Prozent haben gar eine Dissertation abgeschlossen. Der Prozentsatz jener Menschen, die in Zürich maximal einen Sekundarschulabschluss haben, betrug 1970 noch 33 Prozent, 2010 waren es nur 19 Prozent, Tendenz sinkend.⁸ Die neue Migration beschleunigt somit den Strukturwandel, den die alte Migration – zu der auch meine Eltern gehören – aufgehalten hatte.

In Bezug auf die soziale Strukturierung des Architekturfeldes gibt es keine Statistiken über langfristige Trends. Zahlen des benachbarten Designfelds können als Proxy-Variablen für die Architektur gelten. Die schweizerischen gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse werden etwa an der Züricher Hochschule der Künste gewissermaßen von den Füßen auf den Kopf gestellt. Nur 6 Prozent der Studierenden im Designdepartement haben Eltern mit weniger als einem Sekundarschulabschluss (Schweizer Gesamtbevölkerung: 14 Prozent). 28 Prozent der Studierenden haben Eltern, die einen Sekundarschulabschluss, ein Fachdiplom oder einen Lehrabschluss besitzen (Schweizer Gesamtbevölkerung: 42 Prozent). 60 Prozent der Studierenden hingegen haben mindestens einen Elternteil, der einen Hochschulabschluss besitzt (Schweizer Gesamtbevölkerung: 29 Prozent). Die kleine Gruppe Studierender aus bildungsfernen Milieus besteht fast ausschließlich aus postmigrantischen Secondos und Secondas. Sie geraten zahlenmäßig unter Druck der wachsenden Mehrheit internationaler Studierender, die extra nach Zürich kommen, um Design zu studieren: Diese kommen meist aus Ländern der EU und sind gut ausgestattet mit kulturellem Erbe.⁹

Das Wachstum der gesamten Kreativbranche ist indes markant. Vor der Finanzkrise 2008 verzeichnete die Kreativindustrie in der Metropolitanregion Zürich innerhalb von nur drei Jahren von 2005 bis 2008 eine Zunahme der Beschäftigten um 8 Prozent.¹⁰ Die meisten Beschäftigten der gesamten Schweizer Kreativwirtschaft weist ab Mitte der 2010er-Jahre mit 20 Prozent der Architekturmarkt auf.¹¹ Er verzeichnete 2016, wie im letzten veröffentlichten Kreativwirtschaftsbericht dargestellt wurde, 15.404 Betriebe mit 44.168 Beschäftigten (in Vollzeitäquivalenten umgerechnet). Die Teilzeitbeschäftigten sind hier in deutlich geringerer Zahl als in anderen Subfeldern, Musik oder Grafik etwa. Die Bruttowertschöpfung des Architekturmarktes betrug 5.761 Millionen CHF, der Gesamtumsatz 11.048 Millionen CHF.¹² Die Entwicklungsdynamik weist ein stark ansteigendes Wachstum aus, sowohl was Betriebe, Beschäftigte, Bruttowertschöpfung und Umsatz betrifft.¹³

Arbeit am sozialen Gewebe: Relationen knüpfen

Das wundersame Wachstum der Kreativindustrie ist Teil eines enthusiastischen Diskurses, der von der Prekarität der meisten Beschäftigten ablenkt. Ohne Querfinanzierung und ein ererbtes Finanzpolster

schaffen es die wenigsten Designer*innen, auf Dauer von ihrem Beruf zu leben. Und Architekt*innen? Wir wissen noch gar nichts über die soziale Reproduktion der gesamtgesellschaftlichen Ungleichheit im Inneren des Architekturfelds, wir können uns nur annähern – wiederum über qualitative Aussagen. Die Antwort einer Soziologin aus dem Institut für Architektur der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) auf meine Frage nach der unterschiedlichen sozialen Herkunft der Studierenden am D-ARCH und an der FHNW (an der man auch mit einer Berufsmatura Architektur studieren kann) ist diesbezüglich symptomatisch: Es gibt keine Studien. Gefühlt, so die Informantin, sind die Studierenden aus bildungsfernen Milieus an der FHNW übervertreten und an der ETH untervertreten, aber so genau wolle sie gar nicht nach der sozialen Herkunft fragen.

Bei einer internen Untersuchung am D-ARCH der ETH Zürich drückten viele der Befragten ihr Unbehagen über die dortige Klassenvergessenheit aus. „Es wurde erwähnt, dass die Professor*innen überwiegend aus wohlhabenden Verhältnissen kommen, über finanziellen Rückhalt verfügen oder selbst aus Architekt*innen-Familien stammen. Studierende oder Assistent*innen, die nicht denselben Hintergrund teilen, fühlen sich häufig eingeschüchtert, nicht zu Hause und unter Druck, sich zu verstellen und anzupassen. [...] Der Versuch, sich anzupassen und seine nicht-privilegierte Herkunft zu verbergen, wiederkehrende Geldsorgen oder der Zwang, neben dem Studium Vollzeit zu arbeiten, sind Risikofaktoren für die psychische und physische Gesundheit und für einen erfolgreichen Verlauf des Studiums.“¹⁴

Die aktuellen Klassismusdebatten¹⁵ schauen mit verstörender Konsequenz am Architekturfeld vorbei. Die seit den 1970er-Jahren etablierte Architektursoziologie beschäftigt sich mit dem, was außerhalb des Feldes geschieht, es ist fast ausnahmslos Soziologie für Architekt*innen.¹⁶ Das einzige Buch, das sich explizit mit Klassismus im Architekturfeld beschäftigt, ist *The Favored Circle – The Social Foundations of Architectural Distinction* von Garry Stevens.¹⁷ Stevens operiert mit Bourdieus begrifflichem Instrumentarium, fokussiert im Architekturfeld auf die feinen Unterschiede des Klassenhabitus und des Know-hows von kulturellen Codes. Er beschreibt den Effekt einer unsichtbaren Selektion, die hinter dem Rücken der Akteure stattfindet. Neuere Studien aus Großbritannien zeigen, dass das Architekturfeld tatsächlich ein *favored circle*, eines der privilegiertesten und exklusivsten Felder der kulturellen Produktion ist.¹⁸

Andere Darstellungen, wie etwa Douglas Spencers und Marianela D'Apriles „Notes on Tafuri, Militancy and Unonization“,¹⁹ eine aktuelle Relektüre von Manfredo Tafuris *Architecture and Utopia*²⁰, sagen genau das Gegenteil. Sie klagen über die Ohnmacht der kreativen Architekt*innen gegenüber Ökonomie und Bürokratie. Neuere Studien über die gewerkschaftliche Organisation der Architectural Workers in den USA zeichnen ebenfalls ein prekäres Bild der Szene, in welcher Ausbeutung und Selbstausbeutung an der Tagesordnung sind.²¹ Verglichen mit der Designpraxis ist allerdings die Architekturpraxis, zumindest hierzulande, immer noch sehr gediegen, die Prekarität „auf hohem Niveau“. Verglichen mit Studierenden an Eliteuniversitäten in den USA ist die ETH moderat exklusiv, aber man sollte sich nicht von der prinzipiellen Zugänglichkeit für alle täuschen lassen. Die frühe Selektion auf Primarschulstufe, die milieubedingte Selbstzensur, der verinnerlichte Selbstausschluss – das alles wirkt lange vor der Studienwahl. Das Gefühl, ein Studium an der ETH sei nichts für sie – zu hoch, zu schwierig, zu anmaßend –, das haben ganz besonders Kinder aus bildungsfernen Familien.²³

Die Macht der feinen Unterschiede manifestiert sich auch in der Beziehung zwischen den Subfeldern. Als soziale Pendlerin zwischen der ZHdK und dem D-ARCH der ETH kann ich den Eindruck, den viele Designkolleg*innen haben, bestätigen: Das Architekturfeld ist mächtiger als das Designfeld, es beansprucht Hegemonie über ästhetische Diskurse, die in beiden Feldern gelten. Ein ehemaliger Architekt, heute Designtheoretiker, den ich für meine Forschung interviewt habe, sagte sinngemäß, Design würden halt diejenigen studieren, die



Abb. 2 In der Barackensiedlung im Genfer Vorort Carouge lebten bis Mitte der 1970er-Jahre Tausende Saisonarbeiter*innen in menschenunwürdigen Verhältnissen.



Abb. 3 Die Modedesignerin Christa Furrer nahm 1978 den Künstlerinnennamen Christa de Carouge an – benannt nach dem Genfer Vorort, in dem zuvor eine der größten Barackensiedlungen der Schweiz stand. Hier eröffnete sie ihre erste Boutique und trug somit auch zur geschichtsvergessenen Gentrifizierung dieses Viertels bei.



Abb. 4 Zaha Hadid als Kind vor dem Trevi-Brunnen in Rom, ca. 1958

nicht Architektur studieren können. ETH-Studierende werden, so der Grundtenor der Studierenden meines Seminars am D-ARCH, im Studium angehalten, sich selbst als Generalist*innen zu verstehen, sie sollen sprachmächtig und geistreich auftreten, zu allen möglichen Fragen dürfen sie sich eloquent äußern. Philip Ursprung hat die selbstbewussten „Starchitects“ untersucht und das Phänomen soziologisch in den spätkapitalistischen Kontext gestellt, der diesen Typ befördert.²⁴ Wieder befördert, muss man vielleicht ergänzen, denn seit Giorgio Vasaris *Le vite de' più eccellenti pittori, scultori e architettori*, seit fast einem halben Jahrtausend also, sind säkulare Hagiografien von Architekten (selten Architektinnen) das gängige Narrativ. Selbst ihre Krisen haben das Potential, großartig dokumentiert zu werden.²⁵

Mit anderen Worten: Man wird nicht als Architekt*in geboren, und schon gar nicht als Star, man wird – nun unter den neuen, neoliberalen Voraussetzungen – dazu gemacht. Der Kulturosoziologe Franz Schultheis nennt dies das Winner-takes-it-all-Prinzip,²⁶ der Soziologe der Ungleichheit in der Schweiz, Ueli Mäder, rekuriert auf das Matthäus-Prinzip: Wer hat, dem wird gegeben.²⁷ An die Spitze können es im Prinzip auch talentierte und ambitionierte Arbeiter*innenkinder schaffen, wenn sie äußere und innere Barrieren überwinden. Aber anders als noch in den Jahren des Wirtschaftswunders, als sich viele Aufsteiger*innen aus bescheidenen Verhältnissen im Feld der kulturellen Produktion etablieren konnten – zumindest in den Industrie-

ländern des Westens –, scheinen sie heute die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen zu sein. Der Kulturtheoretiker Mark Fisher kommt in seinem Essayband *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?* zu dem Schluss, dass es im Neoliberalismus ein besonderes Schicksal im Zusammenhang mit der Klassenzugehörigkeit gibt. Fisher sagt, es sei wohl immer noch möglich für Einzelne, „aus der Arbeiterklasse aufzusteigen, aber nicht mit ihr“.²⁸ Ganz unmöglich ist dieser Aufstieg für armutsbetroffene Kinder und Jugendliche aus „Entwicklungsländern“, so begabt und ehrgeizig sie auch sein mögen. Und immer noch sehr schwer wird es Geflüchteten gemacht, die ihre systematische Deklassierung durch die aktuelle Flüchtlingspolitik überwinden müssen.²⁹ Erfolgreiche Architekt*innen of color, Zaha Hadid, Wang Shu, Balkrishna Doshi etwa, kommen denn auch ausschließlich aus Familien mit einem satten Polster an ererbtem ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital – was soziologisch gesehen vollkommen schlüssig ist. Diversity hat eine klassenbedingte Schlagseite.

Wie bringt man das nun zusammen, die Abhängigkeit vom großen Geld im sehr kompetitiven Architekturfeld und die außerordentliche kulturelle Machtposition desselben? Insgesamt, so könnte man es mit Bourdieu sagen, sind praktizierende Architekt*innen in der höchsten Zwischenposition, weit oben im Feld der kulturellen Produktion, aber dort sind sie, wie vielleicht sonst nur noch die großen Intellektuellen, als Beherrschte unter Herrschenden zu verstehen.³⁰

Schluss: Traumarbeit im Kollektiv

Wer es in die anerkannten Bildungsinstitutionen der Architektur schafft, wird – so das vorläufige Fazit – mit dem besten Startkapital ausgestattet: dem aktuellsten technischen Know-how, dem feinsten kulturellen Kapital, mit den vitalsten Quellen an Vitamin B und mit dem legitimsten Charisma. Aber dann? Um im Architekturfeld auf Dauer bestehen zu können, muss man Durststrecken abfedern, die gravierend sein können als jene, die etwa Designer*innen auf ihrem Weg begegnen, welche ihre Liquiditätslücken nur mit dem nötigen Kleingeld überbrücken müssen. Die Risiken der Architekt*innen sind somit größer. Angehende Architekt*innen können sich andererseits auf bessere finanzielle Aussichten verlassen. Wie es mit den ererbten inneren Dispositionen aussieht, ist eine andere Geschichte.³¹ Sie berühren tiefe Affekte, sie produzieren bodenlose Träume. Boris Blank, Arbeitersohn und – zusammen mit Dieter Meier, dem Alleskönner aus dem Zürcher Großbürgertum – erfolgreicher Musiker des Duos Yello, sagte in einem Interview mit dem *ZEIT Magazin*:

„Häufig kommen in meinen Träumen auch Treppen vor, die weit nach oben führen. In einem führt eine Treppe an einer Hauswand entlang hinauf, höher und höher, aber sie beginnt erst einige Meter über dem Boden. Ich muss springen, um sie zu erreichen. In einem anderen Traum sitze ich in einem Flugzeug, das eine Bergwiese hinauffährt und versucht zu starten. Aber es gelingt ihm nicht abzuheben. Ich verlasse meinen Platz und gehe nach vorne. Das Cockpit ist leer. Dann drehe ich mich

um und sehe, dass auch der Passagiererraum leer ist. Ich bin der einzige Mensch an Bord. [...] In diesen Träumen ist es mir immer wieder wichtig, auch anderen zu zeigen, dass ich schweben kann. Ich stamme aus der Arbeiterschicht, als Kind war ich nie aufgefordert, mich zu exponieren.“³²

Ich träumte während der Arbeit an meiner Dissertation oft von wartenden Buchstaben- und Wörteransammlungen im All, in meinen Händen wurden sie zu Werkzeugen meines Schicksals. In diesen Träumen rief ich andere herbei, ich wollte das Spiel mit ihnen teilen, hörten sie mich? Der Ausgang dieser Träume war immer offen. Träume sind konkrete Affektarbeit an einer anderen Zukunft. Ein Traum geht in Erfüllung, wenn wir mit den Grenzen des Erwartbaren zu spielen beginnen. Ich wünsche mir, endlich im Wachzustand, dass es ernsthafte Forschung gibt, die Architektur als Klassengesellschaft untersucht und bisher unausgesprochene und unerhörte Dinge beim Namen nennt. Dass das nicht nur eine ernste Sache ist, habe ich oft erfahren. Wenn ich mit anderen über Architektur, Design, Kunst, Theater und Literatur als Klassengesellschaft rede, ohne soziale Scham, vorschnelle Urteile und Blockaden, dann klingt das jeweils wie ein Haufen lustiger Dilettant*innen, die eine neue Sprache lernen. *Dilettare* heißt auf Italienisch begeistern, Freude bereiten. Kreativität bedeutet mehr, als der gebauten Umwelt eine Gestalt zu geben, Kreativität ist eine soziale Praxis. Die Dilettant*innen von heute sind die Expert*innen von morgen. Wir also, wir stehen nicht am Rand und nicken stumm, sondern wir reden, und wir hören nicht mehr auf.

1 Paola De Martin: *Give us a Break! – Arbeitermilieu und Designszene im Aufbruch*, Zürich 2022

2 Tupoka Ogette: „Ich stehe nicht am Rand und nicke stumm, sondern ich rede, und ich höre nicht mehr auf“, in: *ZEIT Magazin* 27, 25.6.2020

3 Vgl. Christina Cogdell: *Eugenic Design – Streamlining America in the 1930s*, Philadelphia 2004; Patricia Purtschert: „Weiße Waren – Die Erfindung der Schweizer Hausfrau“, in: dies.: *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert – Eine Geschichte der weißen Schweiz*, Bielefeld 2019, S. 71–183

4 Kürzlich erzählte mir ein ehemaliges, illegales Arbeiter*innenkind, dass sein Vater, als Arbeiter beim Bau der Pisten am Flughafen Zürich in den 1950er-Jahren, von Schweizer Aufsehern, die aufgrund ihrer italienischen Sprachkenntnisse extra dafür aus dem Tessin rekrutiert worden waren, beschimpft und regelmässig mit Stöcken geschlagen wurde.

5 Vgl. schwarzenbach-komplex.ch/cms; tesoro2021.ch (Stand: 7.12.2022)

6 Christa de Carouge: „Ein Leben lang“, in: *swiss-architects.com*, 22.11.2017, www.swiss-architects.com/de/architecture-news/meldungen/ein-leben-lang (Stand: 8.12.2022)

7 Stuart Hall: *Cultural Studies – Ein politisches Theorieprojekt*, Hamburg 2000, S. 60

8 Daniel Fritzsche: „Zürich, die gebildete Stadt“, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 1.2.2017

9 Catrin Seefranz, Philippe Saner: *Making Differences – Schweizer Kunsthochschulen*, Zürich 2012, S. 38–45, blog.zhdk.ch/artschooldifferences/en/preliminary-study; Philippe Saner, Sophie Vögele, Pauline Vessely: *Art.School. Differences – Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Education*, Zürich 2016, S. 150 ff., blog.zhdk.ch/artschooldifferences/schlussbericht

10 Christoph Weckerle, Hubert Theler (Hg.): *Dritter Kreativwirtschaftsbericht Zürich. Die Bedeutung der Kultur- und Kreativwirtschaft für den Standort Zürich 2010*, Zürich 2010, S. 6

11 Christoph Weckerle, Roman Page, Simon Grand (Hg.): *Von der Kreativwirtschaft zu den Creative Economies – Kreativwirtschaftsbericht Schweiz 2016*, Zürich 2016, S. 7

12 Ebd., S. 9

13 Ebd., S. 40

14 D-ARCH ETH Zürich: „Class – The Elephant in the Room“, in: *Engage Parity Report*, internes PDF, S. 57

15 Vgl. u. a. Andrea Kempers, Heike Weinbach: *Klassismus – Eine Einführung*, Münster 2007; bell hooks: *Where We Stand – Class Matters*, New York 2000

16 Eines der typischen Beispiele für die distanzierte Betrachtung der Gesellschaft aus der Sicht der Architektur ist: Heike Delitz: *Architektursoziologie*, Bielefeld 2009

17 Garry Stevens: *The Favored Circle – The Social Foundations of Architectural Distinction*, Cambridge 1998

18 Lizzie Cook: „Architectural professions top list of elite occupations in the UK“, in: *Dezeen*, 6.10.2021, www.dezeen.com/2021/10/06/architecture-privileged-creative-industry-report (Stand: 7.12.2022)

19 Mariana D'Aprile, Douglas Spencer: „Notes on Tafari, Militancy and Unionization“, in: *Avery Review* 56, April 2022, www.averyreview.com/issues/56/notes-on-tafari (Stand: 7.12.2022)

20 Manfredo Tafuri: *Architecture and Utopia – Design and Capitalist Development*, Cambridge 1976

21 Marisa Cortright: „Death to the Calling – A Job in Architecture Is Still a Job“, in: *Failed Architecture*, 15.8.2019, failedarchitecture.com/death-to-the-calling-a-job-in-architecture-is-still-a-job (Stand: 7.12.2022)

22 Franz Schultheis: „Prekär auf hohem Niveau“, in: Franz Schultheis, Kristina Schulz (Hg.): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung – Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz 2005, S. 375–378

23 Margrit Stamm: *Arbeiterkinder an die Hochschulen! Hintergründe ihrer Aufstiegsangst*, Dossier 18/1, 2018. Ein besonderes Zeugnis dieser ererbten, inneren Grenzen des Möglichen gibt der Arbeitersohn und ETH-Student Hans-Rudolf Fierz im Dokumentarfilm: Alexander J. Seiler: *Die Früchte der Arbeit – Arbeit und Arbeiter in der Schweiz 1914–1974*, Schweiz 1977

24 Philip Ursprung: „Von der Rezession zur Stararchitektur und zurück – Der Architektenberuf seit den frühen 1970er Jahren“, in: Winfried Nerdinger (Hg.): *Der Architekt – Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes*, Bd. 1., München 2012, S. 229–241

25 Elahe Haschemi Yekani: *Privilege of Crisis – Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film*, Frankfurt a. M. 2011

26 Franz Schultheis: „Kollektive Heuchelei – Tobias Timm im Gespräch mit Franz Schultheis“, in: *ZEIT ONLINE*, 25.6.2015, www.zeit.de/2015/26/art-basel-kunstmarkt-preise-franz-schultheis; Sigward Neckel: *Flucht nach vorn – Die Erfolgskultur der Marktgeseellschaft*, Frankfurt a. M. 2008

27 Ueli Mäder: „Der Soziologe entzaubert den Mythos der Tellerwäscher-Karriere. Sein Schluss: Wer hat, dem wird gegeben“, *SRF-Club*, 23.7.2013, www.srf.ch/play/tv/club/video/ueli-maeder?urn=urn:srf:video:d3fa1c59-febc-4d4f-a284-657227ac9b63

28 Mark Fisher: *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? – Eine Flugschrift*, Hamburg 2013, S. 103

29 Rami Msallam: „Dystopie im Provisorium, Utopie im Erinnern“, in: *trans* 41/118 (Oktober 2022), S. 27–31

30 Eva Barlösius: „Der engagierte Intellektuelle und seine Soziologie der Intellektuellen“, in: dies.: *Pierre Bourdieu*, Frankfurt a. M. 2011, S. 158–171

31 Ein besonders treffendes, fiktionales Beispiel hierfür ist Jackie Thomae: *Brüder*, München 2019

32 Boris Blank: „Es gelingt mir, vom Boden abzuheben – Zuerst nur wenige Zentimeter, dann höher“, in: *ZEIT Magazin*, 12.11.2016, Nr. 44/2016